

Nr. 164. **Bromberg, den 14. August** **1927.**

Meta Gragert.

Roman von Minna Falk.

(2. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Um nur den Abend herauszugreifen, an dem sie im Gemüsegarten durch den Mittelsteg auf und ab gegangen war und bleischwer daran gedacht hatte, daß ihre Zeit nun bald herum sein würde, wie hatte sie da die Margareta behandelt! Ihre Älteste war ihr in den Garten nachgekommen, hatte ihren Arm sachte durch Mutters Arm geschoben und hatte gesagt: „Hast du uns gar nicht gehört, Mutter? Wir sind eben vorgefahren. Wir waren in der Stadt und haben eine Wiege und einen Kinderwagen gekauft. Beide Teile mit hellblauem Wachstuch ausgeschlagen, und auch die Gardinen hellblau. Es soll doch ein Junge werden." Und neckend hatte sie hinzugefügt: „Bei euch soll es doch auch einer werden, da kannst du das große, ungeschickte braune Holzgestell doch auch nicht mehr vom Hausboden herunterholen. Ihr hättet nur gleich mit uns kommen sollen, du und Vater, und weiter mit uns Schritt halten."

Hätte sie da nicht am liebsten um sich geschlagen! Als ob ihre gutherzige und arglose Margareta es böse und in Spott gemeint hätte. Das brachte die doch gar nicht fertig. Nein, nur in ihr, in Johanna, hatte Gift und Galle gesessen. Und als ob sie nicht genug gelebt und geblüht hätte! Oder beneidete man gar ein eigenes Kind um seine jungen Jahre! Nicht auszudenken!

Abends im Bett hatte sie sich denn auch weidlich geschämt und hatte sich die Decke bis über den Kopf gezogen. Obschon der Bauer geschlafen hatte und weder Sonne noch Mond schien. Nur der kleine Docht hatte mit seiner winzigen Flamme um sich geleckt, der auf dem bißchen Öl schwamm, das auf ein halbes Glas Wasser gegossen war. Aber für sie war das schon Lichts genug und zu viel gewesen. Nichts, nichts, nichts hatte sie sehen mögen und am wenigsten sich selbst.

Und so war es bis zum letzten Tage geblieben. Während sie ihre anderen Drei mit Gesang und Fröhlichkeit genährt hatte bei nimmermüder, frischester Arbeitsamkeit, hatte sie sich mit der Meta in Ecken gedrückt und hatte das kleine Wesen eingesponnen in Gott weiß was.

Als die Entbindung dann vorbei war, hatte es den Anschein gehabt, als hätte das auffallend groß und stark entwickelte Kind alle letzte Kraft der Mutter für sich in Anspruch genommen. Wie abgemähte Ackerfrucht hatte sie, Johanna, dagelegen. Erledigt und am Ziel ihrer Schuldigkeit. Zumal Martins enttäuschter Blick zuerst nichts gesehen hatte, als daß dieses vierte und letzte Kind auch kein Junge war. —

Wie lange hatte es dann gedauert, bis es langsam wieder bergan gegangen war. Nichts hatte verschlagen wollen in der Pflege, und auch sonst war es nie mehr zu der alten munteren Johanna gekommen. Besonders als die Fünfzig überschritten waren und der Kampf mit den Jahren nun erst richtig losging, da hatten sich richtige Narrheiten eingestellt bei ihr, die sie nie und nimmer für möglich gehalten hätte.

War das eine Art und zu denken, daß der Wunsch in einem aufkam, um den Klöppel der Glocke im Kirchturm altes Leinen zu wickeln, damit nur ja kein Geläute mehr herunterkäme! Oder hatte schon ein Mensch gehört, daß bei Regenwetter ohne weiteres das Wasser aus den Augen lief, als hätte man seinen Beitrag zu tun über Feld und Flur?

Reineweg, um es in den Kopf zu kriegen, war es gewesen. Denn es war immer noch schlimmer geworden. Nachts aus dem Bett aufgestanden war sie einmal und hatte sich in den Altenteil hinaufgeschlichen bis an Großmutter Gragerts Tür; denn auf einmal hatte sie eine heiße Angst befallen, die alte Uhr könnte plötzlich stehengeblieben sein.

Und das Manöver hatte sie mehrmals wiederholt. Ja, einmal hatte sie sogar einen Besen mitgenommen und hatte ihn bis Tagwerden vor die Tür gestellt und dann wieder heruntergeholt. Um einen ganz dummen Schnack von Wiebke Wischen. Die alte Hebamme hatte gesagt, über einen Besen ginge der Tod nicht zu alten Leuten, und zwar müßte jemand von der Familie ihn vor die Tür stellen in der Nacht. Aber das täte ja kein Mensch; denn die alten Leute sollten ja sterben, und die jungen könnten meistens nicht einmal die Zeit abwarten.

War es nicht zum Lachen, daß sie, Johanna, auf so etwas hereinfiel! Und wenn sie es wenigstens ehrlich und allein darum getan hätte, daß die gute alte Frau hier unterm Dach, die keinem je ein Leids getan hatte und immer noch die fleißigen Greisenhände rührte, nicht sterben sollte. Wehe, wehe! Ihr war es zur Hauptsache darum zu tun gewesen, hohe Jahre unterm Dach zu halten. Als ließen sich die ziehen wie Saat. Oder wie Pflanzen, von denen man Ableger in Töpfe steckte. — —

Johanna ließ den Kopf gleiten, und Meta hatte aufgehört zu schluchzen. Weich und warm lag das junge Leben da, und die zitternde, hartgearbeitete Frauenhand strich ein paarmal scheu und zart über das viele zerzauste blonde Haar.

Da sagte Meta, während sie den Kopf ein wenig zur Seite legte: „Das tut gut, Mutter. Not bi Not. Un Blot bi Blot." — —

Wie lange Mutter und Tochter noch beisammen waren in der Nacht, wußten sie nächsten Tages wohl selbst kaum, aber ausnahmsweise gab Meta an diesem Tage Anton Wollers, ihrem alten Lehrer, recht. Sie war wie Bohnenstroh während des Unterrichts.

Pastor Cornels mochte es anfangen, wie er wollte, er kam in kein Fahrwasser mit seiner Schülerin. „Ich weiß nicht, Meta, was das heute mit Ihnen ist", sagte er. „Mir scheint, Sie geben überhaupt nicht acht. Woran denken Sie denn nur?"

„Ich denke", sagte Meta und hielt ihre dunklen blauen Augen auf des Pastors Hände gerichtet, „wenn ich hier so bei Ihnen in der großen stillen Stube sitze und an Ihrer weißen Hand den schmalen goldenen Ring sehe, daß doch noch ein Unterschied sein muß zwischen den anderen Tieren und dem Menschtier."

„Meta!!!!"

„Ja, Herr Pastor, ich glaube selbst, daß ich manchmal ein bißchen wunderlich bin. Ich weiß nicht, wo ich es herhabe. Seien Sie nur nicht böse auf mich und lassen Sie mich für heute nach Hause gehen. Nein, nicht nach Hause, die Saat steht ja jetzt auf dem Halm, wenn ich mich bei einem Kornfeld lang ins Gras lege und womöglich noch Mohn und Kornblumen sehe, dann ist gleich alles wieder gut." —

Cornels ließ sie gehen. Er hätte auch nicht gewußt, wie er sie hätte zurückhalten sollen. Eher atmete er auf, daß sie ging. Ihre Worte hatten ihn völlig verwirrt. So sehr

hatten sie ihn verwirrt, daß er nicht irgendwie darauf hätte eingehen können und daß er sich selbst Schüler statt Lehrer fühlte.

So war es ja schon oft gewesen, daß Albrecht seine Sicherheit verloren hatte, aber nächsten Tages war immer alles wieder gut, und nie blieb etwas hängen, das einer dem andern nachgetragen hätte. In der Hauptsache ließ der Eifer bis zuletzt auf beiden Seiten nicht nach, und die Freude war alle Tage wieder neu. Viel zu schnell ging die Zeit herum — wenigstens Albrecht hätte sie immer noch halten mögen — und beide waren sie betrübt, als das Ende abzusehen war. In gut zwei Jahren hatten sie es geschafft, daß Meta sich zur Prüfung melden konnte.

Um die Prüfung selbst hatte Meta sich nie Gedanken gemacht, und nun sie davorstand, faßte sie auf einmal Angst an.

Sie ging zur Großmutter in den Altenteil.

Die alte Frau und ihre jüngste Enkeltochter standen nicht zubest miteinander. Großmutter sagte, sie könnten nicht miteinander fuhrwerken, aber Sophie Gragert hatte selbst am meisten schuld. Sie fing an, den Finger aufzuheben, als Meta älter wurde, und wollte Gragertsche Art aus der Siemsenschen machen. Nicht gerade mit Heftigkeit, aber um so mehr mit Hartnäckigkeit. Und das war der springende Punkt. Denn hartnäckig war Meta selbst. Das war eben das kräftige Stück Gragertschen Erbteils, das sich unter die Siemsenart gemischt hatte. So waren Großmutter und Enkelkind sich mehr und mehr ausgewichen, denn Streitnaturen waren sie beide nicht, und den Weg wollten sie sich nicht verschütten. Zumal sie einander im Herzen gut waren. Sie standen auf Funkentelegraphie miteinander.

Da trat Meta denn nun einmal wieder unter die Tür.

„Großmutter", sagte sie und weiter nichts.

Sophie Gragert war schon in der Mitte der Neunzig, aber es war noch alles klar bei ihr im Kopf. Nur in den Augen trat der Wegweiser zutage, und in der schrumpeligen Haut stand: Schritt fahren!

„Großmutter", sagte Meta noch einmal und hatte ein Gefühl, aus dem sie selbst noch nicht klug wurde.

„Soll es nun losgehen?" sagte die alte Frau still.

„Nein", sagte Meta, „bloß herausstellen soll es sich, ob die zwei Jahre was genützt haben. Ich hab' mich zur Prüfung gemeldet, Großmutter, und hinten im Nacken liegt mir eine Hand, die will zudrücken."

„Mir hat auch immer hinten im Nacken eine Hand gelegen", sagte Großmutter. „Das ist nicht anders. Wenn du mal hundert Jahre alt bist, Meta, dann fühlt sie sich leichter an."

Das war es, was Meta fürchtete. Dieses schwere, schwere Blut. Hundert Jahre nehmen und sie wie Frachtgut auf einen Lastwagen packen, und dann war es ein wenig leichter.

Es war gar nicht an den Fingern herzuzählen, was Großmutter an Schicksalsschlägen hatte aufpacken müssen, bis sie vor ungefähr zwanzig Jahren damit in ihren Altenteil zog, und dann saß sie da, als gehörte es sich so.

Nur ihr Lachen, das war schon vor vielen Jahren ohne Klang gewesen, sagte Mutter, und die Sonntagsbänder an der Haube hatten schon von jeher ein so stumpfes Schwarz gehabt, als seien der Mann und die vier großen Kinder, die Großmutter zu Grabe getragen hatte, ihr alle über der Erde stehengeblieben.

„Du sollst mir den Daumen halten, Großmutter", sagte Meta, „dann ist alles gut. Du sitzt hier oben und stemmst dich noch immer gegen, und man kann nicht wissen, was das im letzten Augenblick zu bedeuten hat."

„Nein", sagte die Greisin, „die Hinterbeine sind mir müde geworden. Lewer Gott, watt'n unkloke Deern! Korn un Gras, un se geiht no de Steen."

Meta mußte bitterlich weinen.

Da nahm Sophie Gragert die Hände ihres jüngsten Enkelkindes in ihre Hände und sah zum letztenmal bewußt tief in zwei Menschenaugen.

Von da ab verwischte sich die Schrift bei Großmutter Gragert. Sie fing eines Tages bei den Fingern an bis zehn zu zählen und kam nur bis drei. —

Meta aber hatte sich die letzte Stärkung geholt und bestand ihr Examen glänzend. —

Johanna war voll Stolz, wenn sie es auch nicht offen zeigte. Und auch der Bauer warf sich heimlich in die Brust, obschon es ihm am liebsten gewesen wäre, Meta machte jetzt Schluß mit der unheimlichen Geschichte.

Aber Meta dachte gar nicht daran. Sie hatte alle Segel gehißt, und für sie galt nur die Frage, wie es jetzt am besten weiterging.

Frau Gragert hätte am liebsten gesehen, wenn es vorläufig nur bis nach Itzehoe gegangen wäre. In Itzehoe wohnte die einzige Schwester, die von Martins Geschwistern am Leben geblieben war, Tante Christine, und somit wäre Meta noch in der Familie geblieben. Tante Christine war sogar Metas Patentante, und sie hatte immer viel auf die wilde Deern gehalten. Viel mehr, als Meta es um sie verdient hatte. Denn Meta sprach immer bloß von der Frau Kanzleirat und gab dem Wort noch recht extra einen Schuß zu, als sei es ein Versehen um den Titel, statt daß ein ehrbares Amt dahintersteckte.

Der Onkel Christian war lange tot, und die Kinder der beiden — Sohn und Tochter — waren längst verheiratet und gut versorgt. So hätte alles wunderschön gepaßt, und Meta wäre in guter Obhut gewesen, hätte ihre Ordnung und gutes Essen gehabt und auch ein bißchen Anhalt. Aber Meta sagte: „Lieber nehme ich mir eine Stelle als Kindermädchen und verdiene mir das Schulgeld selbst. Tante Christine kann ja einen toten Menschen wieder aus der Erde reden."

Das war nun allerdings die Wahrheit, daß mit der verwitweten Kanzleirätin so leicht keiner mitkam, was die Redewerkzeuge anging. Sonst war sie aber ein harmloser Mensch und ließ jedem seine Art. Nur meinte Meta, daß keine Art von Art Platz hätte neben Tante Christinens Art, und so wurde aus dieser Aussicht nichts.

Der Pastor wurde auch um Rat gefragt. Und Albrecht sagte, er möchte von allen verwandtschaftlichen und bekanntschaftlichen Beziehungen abraten, und nach seiner Meinung käme ein Gymnasium überhaupt nicht in Frage. Meta hätte ihre Prima-Reife doch bei privater Vorbereitung mit „Sehr gut" bestanden, und das einzig Richtige sei auch fernerhin private Vorbereitung. Meta sei nun einmal nicht geeignet für die Klasse. Der Hörsaal würde ihr später vielleicht noch genug zu schaffen machen.

„Mir schwebt eine ganz bestimmte Persönlichkeit vor," fuhr der Pastor fort. „Ich denke an einen Privatgelehrten, der früher Gymnasialprofessor war. An einen Dr. Ingenfels in Hamburg, der sich eines Ohrenleidens wegen pensionieren ließ und der so recht geeignet wäre, eine Eigenart zu fördern und alles zu tun, was ihr dienlich sein könnte. Auch die Frau Professor ist eine ausgezeichnete Frau. Sehr mütterlich und voll Herzensgüte. Die zwei Menschen entbehren es schmerzlich, keine eigenen Kinder zu haben, und ich glaube, besser könnte unsere Primanerin nicht aufgehoben sein."

Meta hatte dagesessen, als schaltete sie schon ein. Auch paßte ihr Hamburg, wo dieser Dr. Ingenfels wohnte. Sie kannte Hamburg, war zweimal als Kind dort gewesen und hatte die Vorstellung behalten, daß Hamburg so ziemlich die Welt sei und keiner dem andern den Ellbogen stieß. In Hamburg konnte man du sagen und konnte man Sie sagen und blieb im Grunde am Deich.

Gleich selben Abends brachte sie einen Brief und ihr Einsegnungsbild — ein anderes hatte sie nicht — ins Pastorat, wie der Pastor es erbeten hatte, und warf sich die nächsten Nächte im Bett herum, weil sie vor Erwartung nicht schlafen konnte.

Und es ging alles glatt. Ohne Feilscherei hin und her wurden die paar Fragen geordnet, und die Reise hätte losgehen können.

Aber so einfach war die Sache nun doch noch nicht. Erstmal kam nun noch das Losreißen von Marsch und Deich und von den paar Fäden, in die Meta sich so fest verheddert hatte, daß sie jetzt erst spürte, wie es zerrte, wo sie sich nun lösen sollte.

Und nichts und niemand half ihr. Im Gegenteil, alles verschwor sich und klammerte und hielt und schrie hier und hier und fand immer noch etwas.

War denn das Gras je so grün und saftig gewesen wie in diesem Jahr? Hatte es je so nach Wasser und Deich gerochen und nach dem Leben selbst?! — — —

Meta biß ins Gras. Richtig mit den Zähnen biß sie hinein. Bis an die Wurzel. Mochte sie den Mund voll von dem feuchten schwarzen Sand kriegen, was machte das aus! Das war doch Muttererde, Heimatboden! Nicht auszudenken, irgendwo anders Wurzel zu schlagen als hier. Als hier, wo jeder Schritt und Tritt etwas Lebendiges wurde und umging über Marsch und Deich. Als hier, wo die Atemzüge ohne weiteres mit den Wolken gingen und von jeder Art Druck nichts blieb als die freigewordenen Schultern. Mochte es nun hingehen, wohin es wollte — überall in der Welt würden die Stunden wieder auf voll schlagen, die hier aus Minuten zusammensickerten. Nichts und nichts konnte verlorengehen, was hier zwischen Himmel und Wasser und Gras ausreifte und sich ganz von selbst auf die hohe Kante stellte. Ach, hier, hier, hier — — —

Meta lag, als wenn sie einem Menschen an der Brust läge und wollte sich in ihn verfressen. Voll ungebändigter Leidenschaftlichkeit und voll Sucht, alles zu halten, mit dem ihr Blut den gleichen Takt schlug. —

(Fortsetzung folgt.)

Ich und Strohwitwer.

Humoreske von Ludwig Waldau.

Dabei hatte ich mich so darauf gefreut, endlich einmal, nach tödlich langer Ehegemeinschaft, Strohwitwer spielen zu dürfen. Ach, was hatte mir alles vorgeschwebt. Schlaflose Nächte verbrachte ich vorher in freudigster Herzbeklemmung! Süße Bilder feuchtfröhlichster Stammtischsitzungen bis zum Morgengrauen umgaukelten meine wachen Träume! O, ich würde nachholen, was ich versäumt in langen Jahren, ich würde aufblühen wie eine Wunderblume nach langer Dürre. Wenn ich sage: eine lange Dürre, so meine ich damit selbstredend nicht meine Frau.

Und als dann am Tage der Abreise mein Weib mich zum 189. Male aus dem sich schon in Bewegung setzenden Zug heraus ermahnte: „Hörst du! Mach mir ja keine Dummheiten!", da begann ich in überschwenglicher Freude über das Abfahrtssignal schon die erste: ich fiel dem Mann in der roten Mütze dankbar um den Hals und gab ihm einen herzhaften Schmatz. „Sind Sie verrückt?!" schnauzte der tGeliebkoste empört und: platsch! hatte ich eins mit dem Abfahrtswinker auf meinen neuen steifen Hut, der sich entsetzt nach innen bog und mir bis über die Nase rutschte. Liebliches Grinsen der Bahnsteigbevölkerung begleitete mich wohlwollend durch die Sperre. Doch was tat's! Ich war frei! Frei auf drei Wochen! So lange wollte und sollte meine Frau auf Anraten des von mir bestochenen Arztes sommerfrischlern. Auch ich mußte mich mal erholen.

So. Nun vom Bahnhof schnell nach Hause, umziehen und fort. Bummeln, bummeln in seliger Freiheit! Es war schon schummrig, als ich die Wohnung betrat. Also fix! Jacke, Weste, Kragen runter, Schuhe aus, schnell gewaschen. Eben striegelte ich meine Lämmerlocken, als mich plötzlich innere Mächte trieben, das bewußte kleine Sitzungslokal aufzusuchen. Leider befindet sich dasselbe bei uns außerhalb der Wohnung im Treppenhaus. Na, es war mittlerweile Abend geworden, so daß ich's schon wagen konnte, im Negligee bewußte Gelegenheit aufzusuchen. Also: schnell! Es ging schon auf 20. Schwupp! war ich draußen. Wie ich vor der bekannten und beliebten kleinen Tür stehe, habe ich — keinen Schlüssel! Also: zurück! Als ich in die Wohnung will, merke ich, daß ich auch den Vorsaalschlüssel nicht bei mir habe! Mir steht mein Herz still! Donnerwetter noch mal! Ausgesperrt habe ich mich, ach du heil'ger Strohsack! Was nun!?! Ich muß hinein, muß! Erstens hier und zweitens dort! Halt! Da fällt mir ein: vom Gangfenster kann ich sicher das Dach der angebauten Werkstatt erreichen und von da ins offene Küchenfenster steigen. Gedacht, getan. Ich klettere mühselig durch das Gangfenster, rutsche kühn das schräge Oberlichtdach der Werkstatt runter und lande glücklich auf dem flachen Teil des Daches. Schon steh ich in der Nähe des Küchenfensters. Zu! ganz zu. Ich versuche, das schräge Oberlichtdach bis zum Fenster hinaufzuklimmen. Umsonst! Ich rutsche auf dem glatten Glas immer wieder ab. Verzweiflung, tiefste Erbitterung im neugebackenen Strohwitwerherzen steh ich nun ratlos, nur mit Hemd und Hose bekleidet, in Strümpfen auf dem Dach. Da geht unten plötzlich die Hoftür. Zwei Frauen gehen ins Hinterhaus durch den Hof. Jetzt — jetzt hat mich die eine gesehen, denn mein weißes Hemd leuchtet gespensterhaft im Dunkel des Abends. „Einbrecher!" schreit das Weib entsetzt. „Diebe! Mörder!" kreischte die andere, und schon flüchten sie ins Hinterhaus, alles alarmierend. Verzweifelt suche ich nochmals zum Küchenfenster zu gelangen. Umsonst. Umsonst. Unten im Hof plötzlich Laufen, Stimmen. „Leitern her!" knarrt eine befehlsgewohnte Kehle. Dann: „Zurück! ins Haus! Vielleicht wird geschossen!" Mir schlottern die Waden fast hörbar. Und ehe ich mich ermanne, gucken schon von zwei Seiten Polizeihelme über den Dachrand. „Hände hoch!" Zwei Riesenrevolver liebäugeln zielsicher mit meiner sterblichen Hülle. Und ehe ich mich's versehe, schleppen mich die Uniformen gefesselt die Leiter runter. „Erlauben Sie mal, ich bin doch . . ." „Maul halten! Vorwärts!" kommandiert der eine jedoch und los geht's, nach der nächsten Wache. Alle Protestversuche verpufften. „Wir werden schon alleene rausknobeln, wer du bist, mein Junge!" Was half es mir, auch auf der Wache immer wieder zu beteuern, daß ich der und der sei, daß ich „bloß mal wohingemußt" hätte, daß ich die Schlüssel vergessen hätte und so fort, man glaubte mir nicht, denn ich konnte mich nicht legitimieren und mußte ins Loch. Lediglich an meine Frau telephonierte man „probeweise zur Orientierung". Die kam auch am Abend des anderen Tages, sie kam und siegte, wie immer. Ihrer Beweiskraft war man auch hier nicht gewachsen. In einer geschlossenen Taxe fuhr sie mit ihrem „Einbrecher" nach Hause. Im Auto sagte sie kein Wort, aber zu Hause!!! Wenn Cicero, der berühmte Redner, diese Zunge in dieser „Form" hätte erleben dürfen, er hätte seine weggeschmissen, aus Scham und Neid vor solcher vollendeten Schleudertechnik.

Wenn meine Frau aber wieder mal auf Sommerfrische gehen sollte, reise ich lieber mit. Ich habe zum Strohwitwer gar kein Talent.

Vom Kommiß.

Die nachstehenden Geschichtchen sind eine Kostprobe aus dem im Brunnen-Verlag Karl Winckler G. m. b. H., Berlin, erschienenen, lustig illustrierten Buche: „Vom Kommiß" von Peter Purzelbaum. Steif brosch. 2,80 M., in Leinen 4 M. Es ist billig und die Anschaffung dürfte auch bei einem geringen Einkommen nicht schwer fallen.

Musketier Murkelbein.

„So geht das nicht weiter," dachte Hauptmann Stramm — Junggesell, Haudegen, alter Chinese und Südwestafrikaner — und nahm sich Murkelbein zum Burschen.

Eines Abends war Hauptmann Stramm beim Superintendenten Votterzilps zum „sauren Mops" alias „musikalischen Tee" eingeladen. Im Garnisönchen sind Absagen ausgeschlossen. Also hin.

Doch es kam anders. Der am Nachmittag plötzlich einsetzende Wetterumschlag brachte dem alten Tropenmann einen Malariaanfall mit und warf ihn ins Bett.

Um sich zu entschuldigen, jagt Hauptmann Stramm seinen Burschen zu Votterzilps.

Murkelbein platzt in die freudig versammelten männlichen und weiblichen Honoratioren des Fürstentümchens hinein und meldet:

„Einen scheenen Gruß vom Hauptmann Stramm. Hei kommt nich. Hei liegt mit der Maria Laria ins Bette."

Das Urteil des Paris.

Man kann sagen, was man will, der Soldat war einmal galant. Manchmal geriet es ja auch daneben.

Beim Train waren die von der Kavallerie ausrangierten Pferde eingetroffen. Der Rittmeister besichtigte die „Krümper".

„Wachtmeister! Machen Sie mal einen Vorschlag. Wie nennen wir die schlappe, hundsmagere, dunkelbraune Ziege da?"

„Entschuldigen, Herr Rittmeister. Ich meine, der gnädigen Frau Rittmeister zu Ehren möchten wir sie „Ilse" taufen."

Das Ende vom Liede.

Stall der fünften Schwadron. Ein köstlicher Duft, gemischt aus Pferd, Leder und Mist, sättigt die warme Luft.

Die Rekruten sind in der Stallgasse angetreten und hören den Belehrungen des Futtermeisters zu.

„Ein für allemal, merkt euch das. Bevor ihr in einen Stand tretet, ruft ihr den Gaul von hinten an. Wenn ihr das nämlich nicht macht, erschrickt der Gaul, keilt hinten aus und schlägt euch vor euren Dickschädel. Und das Ende vom Lied ist: Wir haben lauter lahme Pferde in der Schwadron!"

Das auch noch.

„Mensch! . . . Mensch! . . . Mensch!" schreit der Unteroffizier Köhne, als die Rekruten zum ersten Male angetreten sind, „Sie sind ja genau so schief gewickelt, wie der Turm von Pisa. Stammen Sie etwa aus dieser Gegend?"

„Nein, Herr Unteroffizier, aus Baden-Baden."

„Du kriegst die Motten . . . stottern tut der Kerl auch noch!"

Undank.

Es ist nachts gegen 10 Uhr. Ich stehe vor meinem Hause und wende Rock- und Hosentaschen nach dem Schlüsselbund um. Zum Teufel! Ich habe ihn einzustecken vergessen. Und das Schönste ist, daß meine Frau nicht zu Hause ist, daß es mir also nicht einmal etwas nützen würde, wenn ich den Hausmann herausklingelte. Ich könnte dann trotzdem nicht die Tür zu meiner Wohnung aufschließen. Es bleibt mir also nichts weiter übrig, als zu warten, bis meine Frau kommt. Das kann spät werden: um 11, auch um 12. Sie ist zu einer Gesellschaft eingeladen. Ein Glück ist's immerhin, daß der Abend schön und warm ist und daß sich vor meinem Hause eine kleine Parkanlage mit einer Bank befindet. Ich gehe also auf die Bank zu, sehe aber schon von weitem, daß sie besetzt ist. Das schadete an sich schließlich nicht viel. Ich fände schon noch ein Eckchen. Aber die Bank ist anscheinend von einem Pärchen besetzt. Ich schlendere gemächlich an der Bank vorbei und spähe scharf nach den Leutchen. Ganz recht: ein junger Mann, der seine Arme um ein Mädel geschlungen hat, das bei meinem Vorbeigehen sich ein wenig von dessen Wange abbiegt. Ich könnte mich ja nun seelenruhig

auf die Bank setzen. Ich könnte tun, als sei daran gar nichts, als sei das eine Selbstverständlichkeit, aber ich bringe es nicht fertig. Ich habe das Gefühl, es sei unanständig, es verstoße gegen irgendein fundamentales Lebensgesetz, zwei Liebesleute zu stören. Ich versetze mich in die Lage des Jünglings. Ich denke an meine Jugend. Nein, nein: sich nur hier mit hinsetzen: so etwas macht man nicht. Selbst in meiner Lage nicht. Ich gehe also weiter. Umschlendere die Anlage einmal, zweimal, fünfmal, zehnmal, fünfzehnmal ... Es wird ½11, 5 Minuten nach ½11. Es wird 11. Ich luge angespannt nach dem Pärchen. Das Pärchen sitzt auch um 11 noch am alten Flecke. Das finde ich immerhin ungehörig. Das ist ein wenig rücksichtslos. Und allzu genießerisch. Aber was soll man da machen! Ich umwandele zum sechzehnten, zum siebzehnten, zum zwanzigsten Male die Parkanlage. Irgendwo schlägt eine Uhr das zweite Viertel auf 12. Daß auch meine Frau gar so spät kommt! Ich bin nun müde geworden. Ja: sind denn die Leute noch immer nicht fort? Nein, noch immer hocken sie aneinander. Das können sie eigentlich nicht verlangen, daß ich noch immer Rücksicht auf sie nehme. Man läßt sich eine Stunde, man läßt sich anderthalb Stunde gefallen, aber noch länger ... Und trotzdem: Ich beschließe, auch weiterhin der Eintracht der beiden fernzubleiben, wandele meinem Hause zu und setze mich dort kurz entschlossen auf die Türschwelle. Dort neige ich das Haupt und versuche, müde von der kilometerlangen Reise, ein wenig zu duseln. Das gelingt mir auch überraschend gut; denn ich merke erst, daß ich eingeschlafen war, als ein harter, eckiger Ruf an meine Ohren trifft. Ich reibe verblödet meine Augn. „Aufstehen, Sie! Was machen Sie hier!" Ich richte mich hoch. Ein Schutzmann steht vor mir. Hinter ihm schmiegen sich ein Jüngling und ein Mädchen aneinander. „Das ist er," sagt jetzt das Mädchen. „Über eine Stunde beobachten wir ihn schon!"

„Über eine Stunde?" stotterte ich heraus.

„Ja, über eine Stunde schleicht er schon um das Haus herum," mengt sich nun der Jüngling ein. Der Beamte legt seine Hand auf meine Schulter.

„Ja, aber ich wohne ja hier ... ich will ja nur ..."

„Und deshalb schleichen Sie schon eine Stunde lang um das Haus und setzen sich vor die Türe?"

„Einunddreiviertel Stunde schleicht er schon herum," fistelt wieder die Stimme des Mädchens. „Wir wollten schon vor einer Stunde gehen ..."

„Aber ich habe gesagt: jetzt bleiben wir doch mal und sehen, wo der Kerl einbricht und holen dann die Polizei," setzt der Jüngling fort.

Es hilft mir alles nichts, ich muß mit auf die nächste Wache.

Aber das werden wir ja sehen, ob ich jemals wieder und so weiter ...

Und wenn es mein eigener Sohn wäre!

Hans Bauer.



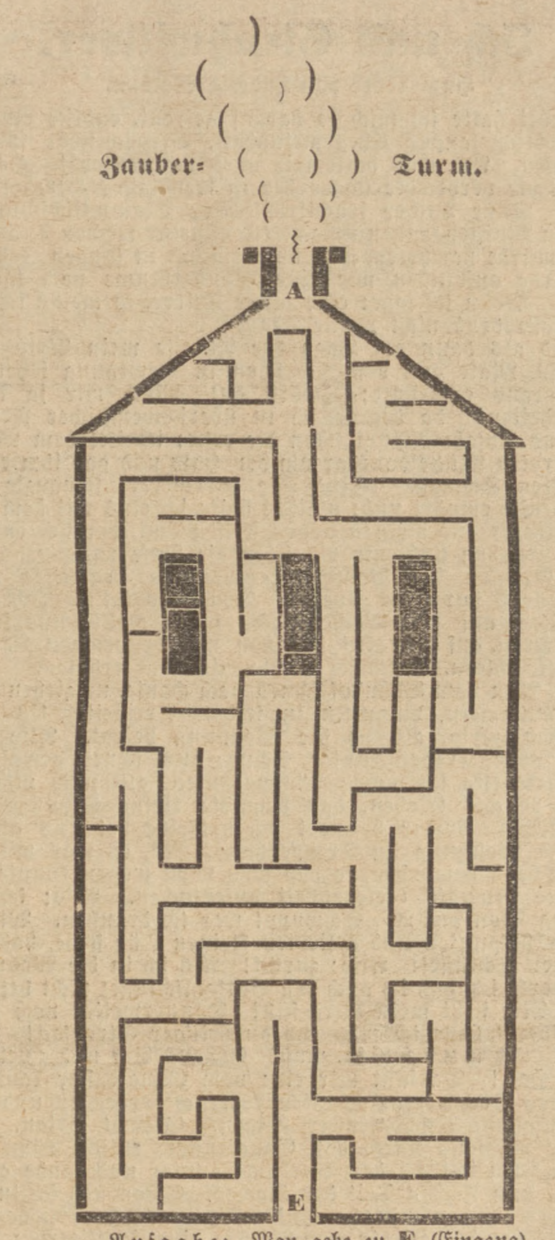
Bunte Chronik



* **Südseeinsulaner und Auto.** Auf einer gottverlassenen Südseeinsel, Norfolk Island, wurden vor einiger Zeit die ersten Autos eingeführt. Die rätselhaften Maschinen erregten zuerst das höchste Staunen. Als aber die geheimnisvollen Biester gar noch zu rattern und knattern anfingen und sich auf unerklärliche Weise fortbewegten, da war es um den Gleichmut der Südseeinsulaner geschehen. Sie liefen entsetzt davon und als sie sich ein wenig beruhigt hatten, wurde eine Versammlung einberufen, in der nach lebhafter Debatte beschlossen wurde, die Entfernung dieser Zauberwagen zu verlangen. Die fortschrittlichen Farmer, die die Autos eingeführt hatten, wußten gegenüber diesem Volksaufstand keinen Rat, bis einer auf den schlauen Gedanken kam, den Sprecher des Volkswillens zu einer Autofahrt einzuladen. Nach unendlich langen Debatten und nachdem man mit sanfter Gewalt nachgeholfen hatte, gelang es, den Häuptling zu einer Autofahrt zu bewegen. Der Erfolg war verblüffend. Er war begeistert von dem Autoerlebnis, hatte alle Furcht überwunden, und man sagt, daß Ford bereits eine Filiale in Norfolk Island errichten wird.

*

* **Pferdefliegen und lange Röcke.** Die Weiblichkeit von Südwales will wieder zur alten Mode der langen Röcke und Ärmel und wollenen Strümpfe zurück. Die Bremsen sind nämlich in diesem Sommer so über die bloßen Arme und die durch feine Seidenstrümpfe nicht geschützten Beine hergefallen, daß sich die Damen vor ihren schmerzhaften Bissen nicht anders retten können.



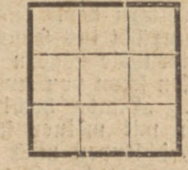
Aufgabe: Man gehe zu **E** (Eingang) hinein und komme zur Esse **A** (Ausgang) wieder heraus, ohne daß man sich in den Sackgassen verläuft. Blant.



Rätsel-Ecke



Zahlen-Rätsel.



Die Zahlen 290, 200, 202, 190, 102, 100, 98, 10 und 8 sind derart in nebenstehende Felder zu setzen, daß die drei senkrechten, sowie die drei wagerechten Reihen je die Summe „400" ergeben.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 161.

Spitzen-Rätsel:

S	C	H	U	L	F	E	R	I	E	N
a	h	o	r	e	e	u	e	n	i	i
u	o	r	l	n	d	l	n	s	b	l
	r	s	a	z	e	e	a	e	e	
		t	u		r		t	l		
			b				e			

= Schulferien.

*

Besuchskarten-Rätsel: Kriminalbeamter.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.